Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 561. Spring is jetzt bald da un das meint für die Haustieper alle mögliche Edspenzes. Da sin in die erschte Lein die Kids! Ich kann Ihne sage, was die alles brauche, das is mit Worte gar nit zu diskreiive, das kann nur en Mensch mit e Mutterherz unnerstehn un eppriesche jehte. In die lange Wintermonate, da werd off Kohrs alles aufgejuhst un aufgerisse un wie mer so auf deitsch sage duht, ausgewohre. Die Stackins wern so lang gement, bis se aus nicks annerschter mehr kohnsiste duhn, als wie aus Pätsches. Daß so ebbes nit arig gut an die Füß fühle duht, dazu braucht mer keine Brill, awwer mer denkt immer, for den Winter is es gut genug. Dann komme die Suhtcher. Ich sehn immer dazu, daß die Buwe klien un mitaus Löcher an die Stritt gehn, un wenn ich das will, dann muß ich jede Minnit da hock un die Kleider riepehre un Pätsches auffetze. Se könne sich denke in was for e Kohndischen die Suhtcher sin un daß die Kids alles neu brauche, das geht mitaus e Wort zu sage.

Das is awwer noch nit alles; in den Haus selbst herrsche simmelehre Kohndischens. Die Körtens sin alt un verrisse, die Karpets sin ausgewohre un dreckig, die Wahlpeppers sin schwarz, wo in die erschte Lein, der Philipp, was mein Hosband is, dazu getend hat mit sein Pfeif schmohke. Ich kann Ihne sage, ich könnt in den Keller starke un die Gerret stappe aufzukliene un zu rennowehte un den alte Stoff eraus zu schmeisse un dann deht nicks iwwerig bleiwe, wie die vier Waals. Das duht en Hiep Geld koste un der Philipp muß diesmal blute daß ihn die paar Haar wo er noch an sein Bahlhett hat, bolzestrack in die Höh stehn.

Awwer das is immer noch nit alles. Ich sin auch noch da. Ich hen mich seit letzte Sommer nicks mehr angeschafft un hen kein Cent an mich gehängt un da könne Se sich en Begriff mache, was ich alles brauche duhn. In frühere Jahre da hen ich mich ja immer mein alte Stoff e wenig iwwergemacht. Das Riesolt war, daß ich e ganze Latt Geld gespart hen, awwer dafor hen ich auch geguckt, wie e Modejournal odder wie mer auf deitsch sage duht, wie er Schkehrkroh. Der Philipp hat das gar nit genohtißt, awwer wenn er e annere Lehdie, espeschellie die Wedesweiler gesehn hat, dann hat er sie immer mit mich kompehrt un hat gesagt, annere Lehdies dehte viel steilischer gucke. Well, da hen ich dann mein Meind aufgemacht, den alte Mann zu fickse. Un es is meine Intenschen in diesen Spring mich aufzutäckele wie en neuer Saluhn. Ich lese schon. for e paar Woche zurück jeden Dag die Ettwerteisements in den Pehper un ich muß sage, so ebbes krehsiges, wie jetzt die Steils sin, hen ich in mei ganzes Lewe noch nit gesehn. Da is zuerscht der Habbelschkirt gewese. Well, das kann mehbie for e liehne Wummen gehn, awwer denke Se emal, wenn ich mit meine Seis so e Ding wehre deht! Wei ich deht gucke wie e Flauerberrel un ich könnt noch keine drei Stepps mache, mitaus vier mal hinzufalle. Nosser davon will ich nicks wisse un es is e gutes Ding, daß der Steil widder disepiere duht. Was se awwer jetzt hen, der Hehrem-Schkirt, das duht awwer doch einiges biete! Wenn ich so drauf aus wär die Hose anzuhawwe, dann deht ich doch liewer gleich den Philipp seine anziehe und fertig damit. Awwer so ebbes gibt es nit for mich. Ich denke immer wenn e Wummen Pehnts anziehe duht, das is eckfächtlie so ridikeles, als wenn en Mann mit Pettiekohts an die Stritt gehn deht un biseids das, en Steil soll so gemacht sein, daß ihn jedes wehre kann, awwer denke Se doch nur emal wenn die Kläß von die Hewwiewehts, wo ich dazu belange, in so e Gahrment in Publick erscheine deht, wei das wär e Seit un e Freit!

Mit die Frisure is es denselwe Weg. Wenn in frühere Jahre e Lehdie nur noch wenig Haar gehabt hat, well, dann hat se sich ganz in Siekret en Kopp gekauft un da hat mer sein Kopp ganz schön aufficksc könne. So en Defeckt is awwer ganz siekret gehalte worde. Zu die pressente Zeit is es der Steil, daß mer Poffs un Räts un alles annere mögliche Ungeziefer auf sein Kopp mit erum schleppe muß, wenn mer in Steil sein will un wenn dann so e armes viehmehles weibliches Wese Abends ins Bett geht, dann liegt so viel Woll auf den Dresser, daß je einige Zeit en altfäschende Hehrstohr mit starte könnt. Geht mich doch eweg mit so Steils das is nit mein Tehst. Es is ganz iwwerflüssig, daß jetzt in die Tiehters die Ruhl besteht: „Lehdies riemuhf juhr Häts" — es sollt viel mehr heiße, „Riemuhf juhr Rats", bikahs die sin mehr von e Nuhsens, als wie die Hüt un ich sitze verdollt liewer hinner en Hut wie hinner so en Wollkopp. Well, da hen ich jetzt widder iwwer Sache geschwätzt, wo Ihne noch nit en Pennie werth intereste duhn, bikahs was duhn Sie als en Mann von so Dinger unnerstehn. Awwer mehbie Sie können diesen hier Schreibebrief emal von Ihre Frau lese lasse, mehbie, daß die denselwe Weg denkt un sage duht: „Lizzie is recht."

Das Sobschecktck wo ich heut getotscht hen is jetzt for einige Frau von große Importenz, bikahs die Sorge for neue Springgutts for sich selbst un for die Familch, die hen jetzt gestart un ich hoffe, daß niemand so viel Trubel mit hat wie mich. Mit beste Riegards

Yours
Lizzie Hanfstengel.

Bestes Mittel.

Frau Rath: „Mein Mann kann nicht mehr schlafen; die vom Doktor verschriebenen Mittel haben auch nicht geholfen."

Herr: „Lassen Sie doch 'mal seinen Bureaulehnsessel holen."

Höchste Zerstreutheit.

Dienstmädchen: „Melde gehorsamst, Herr Professor, es sind soeben Zwillinge angekommen!"

Professor (in seine Bücher vertieft): „Führen Sie die Herrschaften ins Wartezimmer!"

Abstufung.

Staatsanwalt: „Die Angeklagten, Mitglieder des Gesangvereines „Harmonie", geben sämmtlich zu, nächtlicherweise auf der Straße gesungen zu haben. Ich beantrage gegen den Tenoristen, den Angeklagten Hahn, fünfzehn und gegen die übrigen je fünf Mark Geldstrafe!"

Sicheres Kennzeichen.

„.... War der Herr ein Norddeutscher?"

„Natürlich, es war ihm alles Pomade! Wenn's ein Süddeutscher gewesen wäre, so wär' ihm ja alles Wurst gewesen!"

Regel.

Im Mißgeschick ein Sprüchlein frommt:
„Man muß es nehmen, wie es kommt!"
Doch merk': Was immer uns bestimmt,
Kommt meist nur so, wie man es nimmt!

Sie: „Da hast meiner Mama nicht einmal einen Kuß gegeben, als sie ankam!"
Er: „Sei ruhig, ... wenn sie wieder abfährt!"

„Ach, Mama, schenke mir doch eine Trommel!"
„Das fehlte noch, dann hätte ich den ganzen Tag keine Ruhe mehr."
„Nein, Mamachen, ich werde nur trommeln, wenn du schläfst!"

Die Ueberfluthung der Wüste Sahara.

Ueber zwei Zukunftsbilder hat sich die öffentliche Meinung Europas seit Jahrzehnten aufgeregt; über zwei Möglichkeiten, deren Verwirklichung die klimatischen Verhältnisse Europas derartig verändern würden, daß sich eine Umwälzung auf allen Gebieten des öffentlichen Leben vollziehen müßte.

Die eine dieser Möglichkeiten ist die Ablenkung des Golfstromes, wodurch die milde Temperatur des westlichen Europa eine sehr bedeutende Abkühlung erfahren würde. Die andern die Ueberfluthung der Sahara aus dem Mittelländischen Meer, ein Plan, dessen Durchführung nicht allein Europa, sondern dem ganzen Planeten dauernd nachtheilig sein könnte.

Gegenwärtig wird in Europa wieder einmal mit verstärktem Nachdruck für die Umwandlung der großen nordafrikanischen Wüste in ein Binnenmeer agitiert.

Der erste Urheber der Idee war der französische Ingenieur Professor Edmond Etchegoyen. Gegenwärtig wird für seine Idee durch seine Tochter wieder lebhafter als je agitiert.

Zu Gunsten des Problems wird geltend gemacht, daß dadurch große, jetzt unfruchtbare Theile des dunklen Erdteiles der Kultur gewonnen werden können.

Dagegen wird geäußert, daß es das Klima Europas sehr nachtheilig beeinflussen und sogar eine beträchtliche Verschiebung der Erdachse zur Folge haben müsse.

Die Sahara hat eine Flächenausdehnung von Hunderttausenden von Quadratmeilen. Ihre Ueberfluthung könnte unschwer vollzogen werden, da sie in ihrem größten Theilen von 100 bis 1000 Fuß unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt.

Der größte Theil der Wüste ist nicht nur völlig unfruchtbar und unbewohnbar; er ist auch durch seine Sandstürme und durch die räuberischen Beduinen-Horden, die sich dort herumtreiben, eine beständige Bedrohung der angrenzenden bewohnten Gebiet. Das Klima der Sahara ist unerträglich, da die Wüste unter dem Aequator und tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres gelegen ist und besonders auch, weil die Höhenzüge an ihrem nördlichen Winde fernhalten.

Zu Gunsten des Planes der Ueberflutung machen dessen Befürworter geltend:

1.) Es würde dadurch ein Binnensee mit bewohnbaren und fruchtbaren Ufergebieten geschaffen werden.

2.) Man würde einen sicheren Weg nach dem Innern von Afrika erhalten.

3.) Das Klima des afrikanischen Innern würde durch den großen Binnensee bedeutend moderiert und dem nordafrikanischen Küstenklima ähnlich werden.

Frankreich hat an dem Problem das größte Interesse, da der größere Teil des in Frage kommenden Gebietes französisches Kolonialreich ist. Durch französisches Gebiet würde der kurze, fünfzig Meilen lange Kanal führen würde.

Ein anderer Plan nimmt in Aussicht, den Kanal nach der Sahara vom Atlantischen Ozean aus zu leiten.

Der Hauptgrund gegen das Entstehen des neuen afrikanischen Binnensees ist die verhängnißvolle Veränderung des europäischen Klimas, die er mit sich bringen würde. Viele gehen sogar soweit, daß eine entsprechende Verschiebung der Erdachse mit sich bringen müßte. Sie sagen, daß diese Verschiebung der Erdachse zur wahrscheinlichen Folge haben würde, daß beispielsweise das nördliche Kanada ein verhältnißmäßig mildes Klima bekommen, der nördliche Theil Europas dagegen rasch vergletschern würde.

Daß die klimatischen Veränderungen Afrikas nach Entstehen des neuen Binnenmeeres von tiefeingreifenden Einfluß für Europa sein müßten, wird allgemein zugegeben. Alle Kontinente hängen in ihren klimatischen Verhältnissen voneinander ab. Meteorologen sind nunmehr übereinstimmend zu der Ansicht gelangt, daß die klimatischen Störungen Europas die schweren Fröste und Ueberflutungen, auf die Zerstörung der amerikanischen Waldgebiete zurückzuführen sind. Diese Ansicht wird vorzugsweise von Professor Brucker in Wien und Professor Camille Flammarion in Paris vertreten.

Professor Mollendorff in München schreibt über das Problem: Die Ueberflutung der Sahara würde das Klima Deutschlands und Frankreichs zu einem subarktischen machen; England und die skandinavischen Länder würden vergletschern und rasch nahezu unbewohnbar werden. Verschiedene der leitenden Kunstmetropolen und Kulturzentren der Erde würden untergehen. Wo gegenwärtig London, Edinburgh und Brüssel stehen, würden dann Gletscher entstehen, auf denen Eisbären leben würden.

Die Kultur der britischen Inseln würde rasch untergehen. Ihre Einwohner würden sich flüchten, oder rasch verwildern und auf den Standpunkt der Eskimos herabsinken.

Das Zukunftsbild, das sich da vor unseren Blicken aufrollt, ist ein unheimliches. Es bedeutet aber noch nicht das Schlimmste. Ernste Männer der Wissenschaft beschäftigen sich mit dem Augenblick, wenn der Kanal fertig gestellt sein wird und die letzte Scheidewand, die die Fluth des Meeres von der Sahara trennt, fällt. Ein reißender Strom mit tosenden Katarakten würde sich in jenes wüste Tiefland wälzen. Eine Wassermasse von 200 Millionen Kubikmeilen würde sich verschieben, um dieses Binnenmeer zu bilden. Die gegenwärtige Achsenstellung unseres Planeten würde in einer Weise verändert, die die weitgehendsten Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Aber nicht die wissenschaftliche Welt allein opponiert dem Projekt energisch. Die Völker der Sahara, die Beduinen, die Mauren, die Riff-Kabylen, die Berber, sind von der Möglichkeit der Ueberfluthung ihrer Wohngebiete beunruhigt und drohen, sie mit Gewalt zu verhindern.

Der erste energische Schritt zur Durchführung dieses Projektes wurde voraussichtlich einen Aufstand in der ganzen muhammedanischen Welt des dunklen Erdtheils und einen Ueberfall der christlichen Wohnsitze und Kulturstätten in Afrika zur Folge haben. In ihren Kriegen gegen Frankreich und Spanien haben diese afrikanischen Völker blutige Beweise von ihrer feindseligen Gesinnung gegen die eindringenden Kultureinflüsse aus Europa gegeben.

Sollte dieses Problem sich trotzdem verwirklichen, so würden die Folgen davon nicht abzusehen sein. Nach Professor Mollendorffs Ansicht würde die bessere und konservativere Methode zur Kultivierung der Sahara darin bestehen, daß man sie künstlich bewässert. Der Zug der modernen Zivilisation geht dahin, dem Meere Land abzugewinnen; nicht aber, ihm solches preiszugeben.

Man hat neuerdings mit vermehrter Deutlichkeit festgestellt, daß große Theile der Sahara, die jetzt wüst und unbewohnbar sind, in früheren Zeitaltern bewohnte Gebiete waren. Die Oasen sind von vielen nur noch die letzten Reste. Das Vorrücken der Sanddünen in die fruchtbaren Grenzgebiete hat die Wüste beständig ausgedehnt.

Wenn man systematisch durch künstliche Bewässerung trockene Gebiete fruchtbar machen und die Oasen vergrößern würde, so könnten viele Tausende von Quadratmeilen der Kultur gewonnen werden. Das Knappwerden der Unterhaltsmittel der Menschheit gibt derartigen Problemen erhöhte Bedeutung.

Große Gebiete der Ver. Staaten, die nicht fruchtbarer waren als die Sahara, sind durch künstliche Bewässerung der Kultur erobert worden.

In der Sahara besteht die größte Bedrohung der Kulturstätten in dem Vorrücken der ungeheuren Sanddünen. Nur durch hohes Mauerwerk läßt sich vorbeugen. Kenner der Sahara halten es für möglich, dem Vorrücken der Sandwüste zu wehren. Das dadurch gewonnene Land würde von ungewöhnlich guter Beschaffenheit für die Kultur tropischer Früchte sein.

Bewässerung der Sahara ist ihrer Ansicht nach eine bessere Kulturaufgabe, als deren vorgeschlagene Ueberfluthung.

Seife.

Von Anna Jules Cafe.

Die Pariser hatten dieser Tage beim Frühstück eine Ueberraschung. Sie erfuhren, daß eine Satistiki das Volk der Franzosen als drittsauberste der Erde befunden hat. Es handelt sich um den Seifengebrauch eines jeden Landes. Danach soll England 21 Pfund, Amerika 17 Pfund und Frankreich 15 Pfund Seife pro Person im Jahr verbrauchen. Die Deutschen — verhüllen wir unser schlecht gewaschenes Antlitz! — haben nur 10 Pfund, die Oesterreicher nur 5 Pfund, und die Russen 2 Pfund nöthig.

Und doch ist die Seife ein Nützlichkeitsprodukt, das schon die Griechen und Römer, wenn auch in anderer Zusammensetzung als unsere Seife, kannten. Allerdings sollen die Römer das reinigende Element für Haut und Wäsche nach germanischen Vorschriften verbessert haben. Denn wir zehn Pfundverbraucher, wir Germanen, haben ja dem chemischen Produkt zur Verbesserung und Beschleunigung des Reinlichkeitsprozesses seinen Namen gegeben. Lehrt doch die Ethymologie die sprachliche Heimath des Wortes „Seife" kennen. Angelsächsisch heißt sie „sape", vlämisch „seep", ferner gibt es noch die angelsächsischen Worte „sipan", „suben" und „seiphen", aus denen „Seife", „savoi", „soap" usw. entstanden. Die Franzosen geben das natürlich nicht zu. Ihr „savon" soll nach der Stadt Savone hergeleitet werden, einer kleinen Fischerstadt in der Nähe von Genua. Hier soll eine Fischersfrau ihre Wäsche mit Soda im Wasser gewaschen und dazu sich eines Gefäßes bedient haben, in dem sich früher Olivenöl befanden. Der vorzügliche Erfolg dieser Mischung brachte die Bewohner auf den Gedanken, sich so kombinierten Materials für Reinigungszwecke zu bedienen. Und so entstand „savon" aus Savone. Die alten Gallier fabrizierten Seife auf Talg und Asche, und Plinius der Aeltere erzählt, daß die beste Seife, die feinste, aus Buchenasche und Ziegenfett bestand, und daß die Männer sich mehr der Seife bedienten als die Frauen. Im alten und neuen Testament ist von Bädern und Fußwaschungen die Rede, aber nicht von Seife. Im Alterthum erfahren wir durch Homer, daß die Prinzessin Nausikaa mit ihren Dienerinnen ihre Wäsche wusch und sich nur ihrer Füße als Reibemittel bediente. Dagegen besitzen wir ein Dokument aus dem 3. Jahrhundert, das beweist, wie empfehlenswerth und unentbehrlich das schaumerzeugende Objekt ist, von dem der Engländer, unser Bruder, 21 Pfund pro Individuum verbraucht. Der Arzt des Kaisers Septimus Severus, Serenus Sammonicus mit Namen, sagt in seinem Gedicht über die Krankheiten: „Du solist Deine Backen mit zerbröckelter Seife abwaschen!"

Aber all diese Seifenweisheit wäscht uns nicht von der traurigen, entwürdigenden, peinlichen, statistischen Behauptung rein. Nur auf eins können wir uns etwas einbilden, daß wir uns von jeher mehr um Gesundheit förderliche, als um Luxusfragen bekümmert haben, und daß ein Bedürfniß nach Luft, Licht und Bewegung bei den germanischen Völkern vorherrschte, während in gallischen Ländern nichts davon zu spüren war. Im 18. Jahrhundert schützten sich die Bewohner gegen Kälte, da die Kamine nie genügend heizten, dadurch, daß sie die Fenster mit Papierstreifen fest verklebten und es ganz natürlich fanden, ohne Lufterneuerung vom November bis April in den Zimmern zu leben. Wenn man bedenkt, daß alle sonstigen hygienischen Einrichtungen der Neuzeit überhaupt nicht existierten, so kann man sich leicht vorstellen, in welcher Atmosphäre die Urväter und Urahnen unserer zierlichen französischen Koketten von heute lebten! In dem herrlichen stolzen Versailles roch es stellenweise recht übel, und die Räucherlämpchen, hatten keine geringe Aufgabe, um den Aufenthalt erträglich zu machen. Als Marie-Antoniette in das Versailler Schloß zog, hielt sie es in den großen, weiten Sälen vor Kälte nicht aus. Sie theilte dann einige Salons in je vier Theile, zwei obere und zwei untere, und schuf so „Appartements", in denen das Wohnen behaglicher und wärmer war. Die „Appartements" kann man ja heute noch sehen. Sie fanden Nachahmung im Volk, denn in der Rue Rorale gibt es jetzt noch Wohnungen, deren Zimmer in der Mitte und in der Breite durch Wände oder Verschläge getheilt sind. Die deutsche Prinzessin hatte sich besser zu helfen gewußt als die kluge, morganatische Gattin Ludwigs XIV. Madame de Maintenon war als Wittwe Scarron, bevor sie den Glückstreffer hatte, die Gouvernante der königlichen Kinder der Marquise Montespan zu sein, so arm, daß sie ihr Zimmer nicht heizen konnte. Und so saß sie den ganzen Tag in einer Sänfte, deren Fenster sie herabließ, wenn Besuch kam oder wenn sie speiste. Die Angst vor Zug und frischer Luft war bei Madame de Maintenon so stark, daß sie sich einst mit dem König fast ernstlich entzweit hätte wegen eines von Ludwig XIV. geöffneten Fensters, das die rheumatische Marquise, die auf all ihren Porträts den Kopf mit Schleiern oder Spitzen umhüllt trägt, durchaus geschlossen haben wollte.

Daß es aber in Frankreich schon im 16. Jahrhundert eine Vorgängerin von Kneipp gegeben hat, daß Diane de Poitiers ihre Schönheit und Jugend bis ins hohe Alter hinein durch allmorgendliches Spazierengehen mit nackten Füßen über feuchte Wiesen erhielt, das dürfte den alten, verstorbenen bayerischen Pfarrer gewiß gewundert haben. Aber all diese historischen Erinnerungen trösten mich nicht über die schlechte Stellung, die mein Vaterland in der Seifenstatistik einnimmt, hinweg.

Bayrische Prinzen.

Von Bayerns Prinzen ist in den jüngsten Jahren der Sohn des greisen Prinzregenten, Prinz Ludwig, wohl am meisten in Zeitungen und Zeitschriften genannt worden. Es wäre aber falsch, diesen Mann, den man auch zu den hervorragendsten Persönlichkeiten zählen müßte, wenn er nicht zufällig die Anwartschaft auf einen Königsthron besäße, bloß nach den Kommentaren beurtheilen zu wollen, die in der Presse an seine vielfachen öffentlichen Reden geknüpft werden. — Um ihn zu verstehen und auch aus der Ferne ein richtiges Bild von ihm zu erhalten, muß man sich beim Lesen seiner Reden stets das Milieu vergegenwärtigen, aus dem heraus der Prinz zu sprechen pflegt. Es sind die gesunden sozialen Verhältnisse seiner Heimath, unter denen manches naturgemäß ganz anders klingen muß, als an Orten, wo Standesvorurtheile, Kastengeist u. Klassenhaß das Denken u. Handeln der Menschen beeinflussen. Wie wenig davon jenseits der blau-weißen Pfähle zu spüren ist, und welchen unmittelbaren Einfluß das Königshaus darauf ausübt, soll hier an einigen alltäglichen Beispielen gezeigt werden. Vielleicht findet der eine oder der andere darin auch noch den Schlüssel zur Lösung des Problems, warum sich alle Fremden gerade immer in Bayern so wohl fühlen. Sehenswürdigkeiten und schöne Gegenden hat man doch wo anders auch.

In München lebte ein talentvoller Maler Namens Franz Kozics. Ein schweres, körperliches Leiden hatte ihn im besten Mannesalter an den Krankenstuhl gefesselt. Die Oelmalerei mußte er aufgeben. Von Kollegen und Freunden vergessen, versuchte er in seiner Einsamkeit mit allen möglichen Maltechniken Geld zu verdienen, die sich im Liegen ausüben ließen. Schließlich verfiel er auf die Elfenbeinmalerei. Eine dem Hofe des Prinzen Ludwig nahestehende Dame hörte von der trostlosen Lage des Künstlers. Sie suchte ihn auf und ließ sich und ihre Angehörigen von ihm porträtieren. Aber damit begnügte sich die edle Frau nicht, die mehr Sonnenschein in das Dasein dieses armen, von aller Welt verlassenen Menschen gebracht hat, als sie vielleicht ahnt. Die meisterhaft ausgeführten Miniaturen zeigte sie dem Prinzen Ludwig, der sich daraufhin ebenfalls in die bescheidene Wohnung des Kranken begab, um ihm eine Freude zu bereiten. Mit Tränen der Rührung erzählte Kozics nachher, wie bestrickend liebenswürdig der Thronfolger gewesen wäre, wie herzlich er ihn getröstet und über seine erste Befangenheit hinweggeholfen hätte. „Sogar ungarisch hat der Prinz mit mir gesprochen, als ich ihm sagte, daß ich aus Preßburg stamme; und bald besucht er mich wieder und läßt sich auch malen," schloß er glückseilig seinen Bericht. Als das Porträt des Prinzen fertig war, löste ihn seine Gattin, eine Prinzessin aus dem reichen Hause der D'Este, am Krankenlager ab. Auch die Prinzessin scheute die steilen Treppen in der abgelegenen Schießstädtstraße nicht, um dem Maler zu sitzen und ihm dabei nach Möglichkeit Trost zu spenden. Wenn es den Königlichen Hoheiten nur um gute Bilder zu thun gewesen wäre, dann hätten sie diese wahrlich bequemer haben können. Es gibt genug berühmte Maler in München, deren Ateliers auf so hohen Besuch eingerichtet sind und bei denen es unterhaltsamer ist, als an dem Schmerzenslager eines Todtkranken. Der dankbare Künstler hatte bei dieser Arbeit sein Bestes gegeben und erlebte zu allem übrigen noch die große Freude, daß die sprechend ähnlichen Porträts dem vor Kurzem gestorbenen Herzog Karl Theodor, dem bekannten Augenarzt, zu seiner silbernen Hochzeit als willkommenes und viel bewundertes Geschenk überreicht wurden. Bald darauf ist er dann gestorben.

An einem regnerischen Abend stürzte auf dem glatten Asphalt vor der Feldherrnhalle in München das eine Pferd einer leer vom Theater zurückkehrenden Equipage, wobei der Kutscher vom Bock geschleudert wurde. Ein herkulisch gebauter Offizier von den Schweren Reitern sprang hinzu und hob den Mann auf. Nachdem er sich zunächst davon überzeugt hatte, daß dessen verdächtig herabhängender linker Arm nicht gebrochen war, half er ihm das heftig um sich schlagende Pferd abschirren und wieder auf die Füße bringen. Es hatte weiter keinen Schaden genommen; nur ein Gurt war geplatzt. Bei dem darüber erschreckten Kutscher verabschiedete sich der Offizier mit folgenden Worten: So! jetzt fahren Sie vorsichtig nach Hause. Ich habe gesehen, daß Sie keine Schuld haben; und wenn Ihnen Ihre Herrschaft Vorwürfe machen will, dann berufen Sie sich auf mich. Ich bin der Prinz Alfons. Guten Abend!"

Derartige charakteristische Züge aus dem Leben bayerischer Prinzen ließen sich hier noch in Menge anführen. Im Verkehr mit dem Volke geben sie sich ungezwungen und natürlich; nichts von Pose und Effekthascherei. Der Prinzregent gestattet sogar, daß das Publikum beim Ritterfest des St. Georg-Ordens während der Tafel durch den Speisesaal defiliert. In würdiger Haltung und ohne einen Schimmer von Neid ziehen dann Schaaren von Erwachsenen und Kindern, arme und reiche, im Schlosse an den prächtig dekorierten Tafeln vorüber und bewundern neben hundert anderen Dingen auch die kunstvoll angerichteten Speisen, die dem Regenten und seinen Gästen vor ihren Augen aufgetischt werden.

Dem Prinzen Ludwig Ferdinand kann man täglich in München seiner umfangreichen ärztlichen Praxis nachgehen sehen. Sie führt ihn auch an manche Stätte, wo nur der Arzt und der Priester hinzukommen pflegen: an die Stätte des Elends und des Todes. Dafür weiß man aber auch aus eigener Anschauung an den bayerischen Höfen, wie es in der Welt zugeht, und kennt die Menschen nicht bloß vom Hörensagen.

In der Nähe von El Paso haben unsere Grenztruppen 6 meritanische Aufständische, die unter Führung eines Generals Lebensmittel einsammelten, gefangen genommen. An Generalen scheint es diesen Aufständischen nicht zu fehlen.

* * *

Vor fünfzig Jahren waren Müttertongresse und öffentliche Debatten über Kindererziehung noch nicht Mode und wir kennen trotzdem eine ganze Menge Leute, die von ihren Müttern vortrefflich erzogen wurden.

* * *

Für Forschungen auf wissenschaftlichem Gebiet hat Andy Carnegie abermals eine bedeutende Summe angewiesen. Leider ist der allmächtige Dollar auf diesem Gebiet nicht immer allmächtig.